



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen

Haller, Johannes

Stuttgart [u.a.], 1930

das Bündnis aufgeben

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77090](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77090)

wurde inzwischen stärker, wenn die sämtlichen deutschen Staaten das preußische Wehrsystem annahmen. Inzwischen — was konnte nicht alles in Frankreich geschehen! Der Kaiser krank und sichtlich geschwächt, offenbar nicht mehr Herr der Lage, das Volk in Opposition, durch Parteiungen gespalten — durfte man nicht damit rechnen, daß über kurz oder lang eine Umwälzung, der Sturz Napoleons, vielleicht sein Tod, das Versagen einer Regentschaft oder was immer eintreten werde, das die Kriegsgefahr für absehbare Zeit überhaupt verscheuchen würde? Der Hinweis auf die unerschöpflichen Mittel der Vorsehung war also hier keine Phrase, er hatte einen sehr konkreten und sehr begründeten Sinn.

So wurde der Krieg im Frühling 1867 noch vermieden. Unter österreichischer Vermittlung einigte man sich, daß Luxemburg von den preußischen Truppen geräumt und wie Belgien für neutral erklärt wurde. Aber mit den Aussichten auf ein deutsch-französisches Bündnis war es nun auch vorbei. Der Versuch, es zu erlangen, hatte Napoleon nur eine neue Schlappe gebracht; er dachte nicht mehr daran. Noch waren die Verhandlungen mit Berlin nicht zu Ende, da hatte er nach seiner Weise schon begonnen, sich auf die Wendung einzurichten. Er knüpfte mit Österreich an und nahm gleichzeitig eine gründliche Reform des Heerwesens in die Hand. Künftig sollte seine Politik mit der Mehrheit der öffentlichen Meinung gehen, und wohin diese strebte, das wußte man. Es klingt wie ein wehmütiger Abschiedsgruß, wenn wir in dem Kabinettsrat vom 17. April, wo der Beschluß gefaßt wurde, Luxemburg aufzugeben, den Staatsminister Rouher noch einmal seine Überzeugung vortragen hören, daß Frankreich neben einem starken, die Kräfte Deutschlands in seiner Hand zusammenfassenden Preußen sehr wohl leben könne, ohne deshalb eine Einbuße an Macht und Ansehen zu erleiden; daß der Krieg mit Preußen je länger, desto unwahrscheinlicher sei, die französische Nation mit der Neugestaltung Deutschlands sich aussöhnen werde. Der Kaiser soll dem zugestimmt haben. Wenn es geschah, so war es zum letztenmal und vermutlich nur zum Schein. Von jetzt an nahm seine Politik die

richtung auf den Kampf gegen Preußen. Preußen zu verhindern, daß es ganz Deutschland an sich ziehe, es zu zwingen, daß es die Bündnisse mit den Südstaaten aufgebe, war das nächste Ziel. Dahinter erschienen aufs neue die alten, so oft schon gehegten, nie geglückten, zuletzt feierlich aufgegebenen Anschläge auf den Rhein.

Es war wohl der Mühe wert, den Verlauf der deutsch-französischen Bündnisverhandlungen, der einzigen, die es gegeben hat, genauer ins Auge zu fassen. Hätten sie Erfolg gehabt, wie anders wäre alles gekommen! Unter den Beteiligten hat man damals die Bedeutung des Augenblicks wohl erkannt. Kam jetzt das Bündnis nicht zustande, brach statt dessen ein Krieg aus, so war zu befürchten, daß dieser, gleichviel wie er endete, nur den Anfang einer Kette von Kriegen bilden würde. Auch Bismarck hat sich damals und ebenso noch viel später in diesem Sinne ausgesprochen. Die Folgezeit hat diese Voraussagung bestätigt. Der Krieg, der die Folge der gescheiterten Verständigung war, hat neue Feindschaft und neuen Krieg gezeugt. Darum möchte man den Männern zürnen, die den Gedanken des Bündnisses, der so hoffnungsvolle Möglichkeiten in sich barg, im Keim verdorren ließen.

Daß die Nachwelt hüben wie drüben die Schuld nur beim andern sucht, ist natürlich. Für die Franzosen ist Bismarck, wie immer, der Intrigant, der ihren gutmütigen Kaiser mit teuflischer Bosheit in die Falle gelockt hat, um ihn bloßzustellen und Frankreich zu demütigen. Uns liegt nichts ferner, als Bismarck in diesem wie in andern Fällen der Harmlosigkeit zu verdächtigen. Möglich, daß in Erinnerung an den sorgenvollen Verdruß, den ihm die französische Einmischung in den österreichischen Krieg soeben bereitet hatte, die Niederlage des Kaisers ihm eine heimliche Genugtuung gewährte. Aber daß er sie geplant und erstrebt habe, ist weder zu erweisen noch irgend wahrscheinlich. Er hätte die dauernde Verständigung mit Frankreich damals wie früher gern gesehen und ihm auch eine Vergrößerung gegönnt, wenn sie nicht auf deutsche Kosten ging. Das hat er zu oft ausgesprochen, bei Gelegenheiten, wo Verstellung keinen Sinn hatte, als daß